

„Die Welt ist fort, ich muß dich tragen“ Jacques Derrida (1930-2004), Nachruf, **Süddeutsche Zeitung** 11. Oktober 2004.

Jacques Derrida (1930-2004), Nachruf, **Texte zur Kunst** 56 (2004), 237-238.

Anselm Haverkamp

Adieu Adieu: Kein Abschied von Derrida

Die Welt ist fort, ich muß dich tragen – ein Wort von Paul Celan, das Jacques Derrida in den letzten Jahren nicht aus dem Kopf gegangen ist: ein letztes Wort im Deutsch der Dichter, das er der langen Reihe der Totenreden voransetzte, die man von ihm zu sammeln begonnen hatte und von denen klar war, das es die eigene nicht sein könnte. Von Barthes und Foucault, Althusser und Deleuze, nicht zu vergessen Paul de Man und Louis Marin, bis zu den langlebigsten unter den Zeitgenossen, Lévinas und Blanchot, hat Derrida den französischen Geist des 20. Jahrhunderts zu Grabe getragen und um das Ende einer Welt, die des alten Europas, zu trauern begonnen, von der es keinen Abschied geben kann. Keiner hat das Amt des Philosophen als eines Trauernden so ernst genommen wie er, keiner so unbestechlich die Verantwortung gegenüber der Vergangenheit als einer Zukunft – der einzig möglichen Zukunft – abgewogen, verhandelt, konstruktiv gewendet.

Er hat dafür keine Dankbarkeit erfahren und gewollt, sondern viel Skandal und Diffamierung, die ihn nicht immun, aber geduldig gemacht hat in den Wellen nicht abreißender Verletzungen. Und er ist dafür wie kein anderer geliebt worden, hat es verstanden mit dieser Liebe zu wirtschaften und eine Ökonomie des Philosophierens zu eröffnen, die der männerbündlerischen Welt der strammen philosophischen Rechthaber und Kulturkämpfer den Erfindungsreichtum und Witz, die Lebhaftigkeit und die Freiheit des Denkens vormachte, um die man ihn nur beneiden konnte. Dem Beruf des Philosophen hat er fast im Alleingang die Attraktion zurückgewonnen, welche die Philosophie in ihren großen Zeiten einmal gehabt hat, gehabt haben muß, als ihr die Studenten aller Fächer noch mit Begeisterung zu Füßen saßen.

Das lag nicht allein an der Philosophie, deren Differenzqualität Derrida in einer Weise neu begründete, die man der Phänomenologie längst nicht mehr zugetraut hatte, und die deren französische Ausprägung seit Merleau-Ponty, Lacan, Foucault, wie auch die zeitgenössischen Anwendungsparadigmen des Strukturalismus in einer Perspektive zusammenwachsen ließ. Diese integrative Rolle der Derridaschen Interventionen, die nicht zuletzt eine transatlantische und von dorthier zurück eine europäische wurde, kann gar nicht überschätzt werden. Ihr Geheimnis, wenn man es denn ein solches nennen wollte, liegt in der überdisziplinären Reichweite, in der seine Philosophie einen neuen Typ von wissenschaftlicher Selbstreflexion ermöglichte, ohne in ihm etwa aufzugehen: den von „Theorie“ – einer Theorie die alles andere als bloß theoretisch sein wollte, sondern allein als Praxis von Theorie funktionierte.

Literatur, so der prompte Vorwurf, insbesondere in den Ländern des Literalsinns, in denen Literatur nichts als ideologische Funktionen und bestenfalls eine des richtigen, rettenden Bewußtseins haben sollte, Literatur bot das textuelle Paradigma einer solchen philosophischen Praxis von Theorie, und der Anteil literarischen Schreibens an der Praxis der Philosophie,

ihres selbstreflexiv performativen, medialen Investments, verlieh der Kunst erstmals wieder im Kontext einer großen Philosophie, die deshalb nicht Ästhetik sein wollte, eine politische Funktion. Das Werk des Freundes Louis Marin, der wie Derrida ein großer Leser Pascals und der augustinischen Tradition war, und in dessen Totenrede diese Quelle der von Marin früh beim Namen genannten Dekonstruktion nachzulesen ist, bietet neben den kunsttheoretischen Entwürfen Derridas, exemplarisch dem des Parergon-Begriffs in *La vérité en peinture*, die reichste Entfaltung kunsthistorischer Fragen.

Denn Derrida war nicht eifersüchtig, er arbeitete ohne Furcht um eigene Anteile mit vielen, sehr unterschiedlichen Kollegen zusammen, nahm sich ihrer Studenten gerne an. Um die eigene unnachahmliche Pointe in der analytischen Durchführung, Koloratur und Handschrift brauchte er sich keine Sorge zu machen. Gerade Philosophen der analytischen Philosophie wie Stanley Cavell und Richard Rorty, jüngst auch Robert Brandom, haben nicht mit ihrer Bewunderung, den trivialeren Widerständen ihrer Kollegen zum Trotz, hinter dem Berg gehalten. „*Philosophy as a Kind of Writing*,“ Rortys erste berühmte Würdigung Derridas enthält weniger eine Kritik als ein Programm der zukünftigen Lektürefähigkeiten, die der Philosophie an Derrida und nach Derrida zur Aufgabe geworden sind. So daß man sagen kann, Derrida hätte nicht nur den Philosophie-Nobelpreis verdient gehabt, den es nicht gibt, er hätte die Verleihung des Literatur-Nobelpreises an einen Philosophen gerechtfertigt, wofür es sonst kaum einmal einen Anlaß gibt.

Die Politik der Freundschaft, sein letzter großer Titel, zeigt den nachchristlichen Philosophen Derrida im besten, pointiertesten Sinne, wie er aus der Weisheit seiner jüdischen Wurzeln der fort dauernden Katastrophe der christlichen Welt den Spiegel der Liebe vorhält. *Die Welt ist fort*, er hat sie mit Schmerzen verlassen müssen, mit dem unvergleichlichen Mut dessen, der im Abschied bleibt.